
Hien, Wolfgang, *Die Arbeit des Körpers. Von der Hochindustrialisierung zur neoliberalen Gegenwart*

Mandelbaum: Wien 2018. 344 Seiten, € 25

In seiner gleichnamigen Kurzgeschichte lässt Franz Kafka einen Forschungsreisenden die Bestrafung eines Delinquenten „in der Strafkolonie“ miterleben: Der Abgeurteilte wird in eine Maschine gespannt, die seinen Körper beschriftet, ihn dabei aber gleichzeitig zerstört. Dieses maschinelle Beschreiben des Körpers wurde für zahlreiche akademische Körperanalysen herangezogen. „Die Zerstörung des Körpers erscheint notwendig, um das sprechende Subjekt und seine Bedeutung hervorzu-bringen“, schreibt Judith Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter*. Das gilt keineswegs nur für die Identitätskategorie Geschlecht, das gilt auch für die Identität als Arbeiter*in: „Im Körper der Arbeiter waren seit jeher die Belastungen, Gefahren, Demütigungen und realen Zerstörungen von Leben und Gesundheit eingeschrieben. [...] Die Welt spiegelte sich nicht allein in den Gehirnen, sondern in den geschundenen und erniedrigten Leibkörpern“, so Wolfgang Hien (S. 156). Die kafakaeske Maschine ist hier der konkrete Arbeitsplatz, aber auch die Arbeitswelt als Ganzes.

Wolfgang Hien, dessen Lebensaufgabe die Untersuchung, Analyse und Kritik von Arbeits- und Gesundheitsschutz sowie eine Soziologie der Arbeitsmedizin ist, beschreibt aus dieser Perspektive die Geschichte der Industrialisierung bis heute als Körpergeschichte. Dabei auf Kafka und Butler zu verweisen, ist auf verschiedene Weise sicherlich ganz im Sinne des Autors: Judith Butler ist ihm, neben Maurice Merleau-Ponty, eine Stichwortgeberin. Und die Nennung Kafkas weist auf die vielen literarischen Bezüge hin, die auch *Die Arbeit des Körpers* aufweist.

Allerdings, das muss deutlich betont werden, sind die zitierten literarischen Werke in Hiens Buch keine schöngeistigen Interpretationsfolien

für die materiellen Zumutungen an den Arbeiter*innen-Körper, sondern sie sind vor allem Quellen. Denn Wolfgang Hien schreibt die Geschichte dieser Körper – und dieses Gesamtkörpers – nicht aus Sicht der Beschreibenden, sondern aus Sicht der so Beschrifteten, die wiederum auch selber beschreiben konnten und können, was ihnen da geschah. Möchte man sich nicht auf die Analysen der Berichtenden verlassen, bleiben die „Selbstzeugnisse der Unterworfenen“, die „proletarischen Biographien und [die] Arbeiterliteratur“, so Karl Heinz Roth in seinem Nachwort (S. 332). Diese ins Zentrum zu rücken, geschieht nicht notgedrungen, sondern als „konsequente Perspektive ‚von unten‘“ (ebd.). Neben dem Anspruch, die Geschichte aus der Sicht der lebendigen Arbeit zu erzählen, ist die fragwürdige Rolle der Wissenschaftler*innen und vor allem der Arbeitsmediziner*innen ein zweiter Grund, so vorzugehen: „Lange vor 1933 machte die Mehrzahl der Arbeitsmediziner im Einklang mit Erbbiologie, Sozialhygiene, Psychotechnik und Wirtschaftsliberalismus keinen Hehl daraus, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung als wertlos oder gar überflüssig und als sozial schädlich gelte“ (S. 128). Das ist kein Zufall oder eine Bösartigkeit der Zuständigen, das ist Bestandteil der Definition des Körpers der Arbeitenden: „Der Körper war Besitz des ‚Werkes‘, seiner Betriebsführer und Betriebsärzte“ (S. 90). Obwohl die Ideologie des Kapitalismus und das daraus folgende „Recht“ freie Arbeiter*innen voraussetzen, die lediglich ihre Arbeitskraft auf einem ebenso freien Arbeitsmarkt verkaufen, wurden und werden die Arbeiter*innenkörper doch letztlich wie Besitz behandelt – oft sogar wie leicht zu ersetzender Besitz, den man ruhigen Gewissens ruinös behandeln kann. Eine Ethik, die den Leib der Arbeiter*innen bedenkt, kannte und kennt der Kapitalismus nicht. Dass Menschen, zumal Arbeiter*innen, irgendwann auch in der Alltagssprache „verbraucht“ aussehen, reflektiert diese Erfahrung. Verbraucht sind sie auch im marktwirtschaftlichen Sinn.

Infolgedessen ist auch der Arbeitsschutz oftmals wörtlich zu nehmen. Nicht die Träger*innen der Arbeitskraft sollen geschützt, sondern nur ihre Arbeitskraft erhalten werden. Heutige Anforderungen an Fit-

ness, die Selftrackingkultur und ähnliches mehr sprechen dieselbe Sprache: Mach dich fit für den Arbeitsmarkt! Oder für die Reproduktionsaufgaben, wie Hien beispielhaft erläutert: Agnes Bluhm, Mitglied der 1905 gegründeten deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, kümmerte sich durchaus um den Frauenarbeitsschutz. Ihre Motive aber waren Gebärfähigkeit, Mutterschaft und letztlich die Volksgesundheit (S. 113). Dem Volk gegenüber war Bluhm die Gesundheit der Frauen eine „Verpflichtung“. In der Produktion durften sie demzufolge nicht zu sehr verschlissen werden, weil die Reproduktion darunter gelitten hätte. „Auf der einen Seite wurden Frauen nicht als eigenständige menschliche Wesen wahrgenommen, deren Gesundheit auch ohne Mutterschaft vollwertigen Schutz erforderte, sondern nur als Ehefrauen und Mütter. Auf der anderen Seite schimmert durch die gesamte Argumentation des Frauenarbeitsschutzes – bis in unsere Tage – eine ‚Pathologisierung von Menstruation, Schwangerschaft und Geburt‘ durch.“ Folglich: „Von einem effektiven Gesundheitsschutz der arbeitenden Frauen konnte keine Rede sein“ (S. 114). Das änderte sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wesentlich. Es entwickelte sich im Gegenteil in der Adenauer-Ära „eine verwickelte, verlogene und verschämte Kultur der Doppelbödigkeit von Berufs- und Familienpflichten“ (S. 236), und bis heute tragen Frauen eine Doppelverantwortung für Produktion und Reproduktion (S. 235–247). So ist es wenig verwunderlich, dass wir die oben skizzierten Argumentationsweisen heute bei Anti-Genderisten aus der AfD und der christlichen Rechten finden.

Wolfgang Hiens Buch ist zwar im engeren Sinne keine Studie zur Geschlechterforschung, lässt sich aber durchaus auch als solche lesen. Dazu ein kurzer Theorieschwenk: Judith Butler beschreibt in *Körper von Gewicht*, dass bereits das antike Körpermodell die Opposition von Mann und Frau mit der Opposition von Philosophie und (Re-)Produktion beziehungsweise von Geist und Körper gleichsetzt. Wir finden schon hier eine Entsprechung zum Thema „Arbeit“: Das „Weibliche“ ist das „Körperliche“, das „Körperliche“ ist die Sphäre der Arbeit. Im aristotelischen Verständnis ist die Arbeit den freien Männern nicht würdig, sie

gehört allein den *Bánausos*, den Banausen, und eben den Frauen an. Arbeiter*innen (Sklav*innen) sind somit auch aus der Sphäre der Männlichkeit ausgeschlossen, denn auf andere Art als Frauen sind sie zu körperlich, der Körper ist Träger von Schmutz und Schweiß. Die Bürgerlichkeit (seit) der Antike ist damit eine strukturell männliche Bürgerlichkeit. Das heißt, auch wenn die Arbeiterbewegung eine solche Bürgerlichkeit zum Ziel erklärt, hat sie eine Form von Männlichkeit zum Ziel. So reproduziert die Arbeiterbewegung eine zweite exklusive und exkludierende Form der Männlichkeit, die „proletarische Protestmännlichkeit“ (Otto Rühle).

Was sich erst einmal äußerst abstrakt und theoretisch anhört, hat ganz alltägliche und materielle Konsequenzen. Das aristotelische Bild des Arbeiters, der aus der Sphäre des Bürgers, des Geistes, der Männlichkeit ausgeschlossen ist (S. 38), finden wir im Sozialrassismus der Industrialisierung als „angeborene Unsauberkeit“ (S. 30) wieder, die das grundlegende körperliche Phänomen, die Sorge um Krankheit und die Erhaltung der Gesundheit, in die Verantwortung der Arbeiter*innen selbst legt. Die „Hygienisierung des Proletariats“ (ebd.) war und ist dann auch ein höchst zwiespältiger Prozess, der auch deswegen immer problematisch war, weil Gesundheit und Psyche der Arbeiterklasse auch von der Arbeiterbewegung selbst immer stiefmütterlich behandelt wurden (S. 33). Hien nennt zahlreiche, auch jüngere Beispiele, in denen er vor allem die Position von Gewerkschaften – kurz: Industriewohl vor Arbeiter*innenwohl zu setzen – massiv kritisiert. Es sind aber nicht nur die Gewerkschaften, die durch korporatistisches Verhalten die Gesundheit ihrer Mitglieder aufs Spiel setz(t)en, es sind auch immer wieder die Arbeiter*innen selbst. Diesen ist die Gefährdung ihrer Leibkörper durchaus bewusst. Häufig opferten und opfern sie diese dennoch bereitwillig – für ihre ökonomische Sicherheit, für die Familie oder einen gewissen Wohlstand.

Andererseits ist es offensichtlich, dass die Arbeiter*innen selber immer wieder genau diese körperlichen Belastungen und Gefährdungen zum Anlass für Widerstand nahmen. Spontane Ausstände und Streiks

wandten und wenden sich oftmals gegen die körperlichen Zumutungen, die der offiziellen oder institutionalisierten Arbeiterbewegung als „unpolitisch“ gelten. Hien zeigt dies etwa für die Bergarbeiterstreiks von 1889 und 1905/06 (S. 45). Dies gilt aber auch noch für die sogenannten Gastarbeiter*innenstreiks und die radikal-linken Solidaritätsgruppen, die die „vorpholitische“ Motivation der Streikenden, etwa die Verbesserung miserabler Wohnverhältnisse, gar nicht verstanden: „Die Masenarbeiter/innen waren kaum an übergreifenden politischen Konzepten interessiert. Anlässe für ihre direkten Aktionen stammten aus ihrer unmittelbaren Arbeitserfahrung, ihre Forderungen waren in sie eingebettet“ (S. 49).

Der konkrete, weibliche Arbeitskörper ist bei Hien dann folgerichtig über alle zeitlichen Phasen hinweg ein Thema: von der Heimindustrie der frühen Textilbranche über die Überausbeutung von Frauen in den Kriegsökonomien der beiden Weltkriege bis hin zu den „neuen Frauenberufen“ – im Angestelltenwesen, in Sekretariaten, in der Betreuung und der Pflege. In der Textilarbeit etwa, so Hien, waren Frauen „deutlich stärker als die Männer leiblich belastet, leiblich herausgefordert und daher auch leiblich empört, wenn sie Möglichkeiten sahen, ihre Empörung emotional zuzulassen, zu artikulieren und in Aktionen umzusetzen“ (S. 111).

Nach dem Ersten Weltkrieg wuchs der Dienstleistungs- und der Handelssektor, und damit nahm die Büroarbeit zu. Die typischen Frauenberufe der Weimarer Zeit waren „Stenotypistinnen, Korrespondentinnen, Kontoristinnen und Locherinnen an den Hollerithmaschinen“ (S. 135). Als besonders belastend wurde die Arbeit der Telefonistin angesehen: „Das unentwegte Hin und Her zwischen Rufzeichen, Hören, Fragen, Verbinden, Trennen, Blinken, Stöpseln, Schalten, Zwischenfragen, Unterbrechungen, Wiederverbinden, Umschalten usw. galt selbst hartgesottene Psychotechnikern als hoch belastende Tätigkeit“ (ebd.). Vierzig Prozent der Arbeit in diesem Bereich wurde von Frauen geleistet (S. 135). Damit entstanden die „typischen“ Frauenberufe: die Sekretärin, das „Fräulein vom Amt“. Die Arbeiterinnen

wurden in Großraumbüros zusammengepfertcht – dem dienstleisterischen Pendant der fordistischen Fabrikhalle. „Die flächendeckende Einführung von Schreibmaschinen [in den 1920er Jahren, Anm. TB] steigerte das Arbeitstempo erheblich“ (S. 137). Heute würde man aufgrund einer solchen Entwicklung von einer neuen „industriellen Revolution“ sprechen, Expertenkommissionen einsetzen und Weißbücher schreiben. Die Frauen in den Büros waren meist jung und unverheiratet. Die weibliche Erwerbsarbeit wurde als Übergangsphase vor der Ehe betrachtet.

„Die Proletarisierung der Angestellten ist nicht anzuzweifeln“, schrieb der Soziologe Siegfried Kracauer 1919 und lenkte – nicht nur bezüglich der weiblichen Lohnarbeit – „den Blick auf Aspekte, die in der Geschichte des Problemkomplexes ‚Körper und Arbeit‘ völlig neu waren: Angestellte müssen ‚gut aussehen‘, ‚ein freundliches Gesicht‘ haben, ‚jugendlich wirken“ (S. 138). Das weist daraufhin, dass die Ausbeutung des Körpers sich intensiviert und weiter intensiviert, selbst wenn Arbeitsschutz und Gesundheitsschutz Fortschritte machen: Ging es mit der Industrialisierung vorerst um die reine Körperkraft, kam bald das Denken hinzu, sodann die äußere Erscheinung. Der Postoperaismus betont die seit den späten 1970er Jahren zunehmende Bedeutung der affektiven Arbeit. Auch die Psyche muss demzufolge den Unternehmen zur Verfügung gestellt werden. Zusammengefasst: So wie der Kapitalismus immer neue Naturressourcen entdeckt und ausbeutet, so entdeckt er auch immer neue Arbeitsfähigkeiten des Körpers, die für ihn nutzbar zu machen sind. Hien zeigt schlüssig auf, dass in der Angestelltenideologie der Weimarer Zeit bereits die neoliberalen Konnotationen und Anforderungen angelegt sind, die wir dem heutigen Kapitalismus zur Last legen: sich ganz einbringen, sich der Arbeit verschreiben, in ihr aufgehen, sich in ihr verwirklichen („*flow*“). „Diese [...] Subjektivierung der Arbeit [...] zog über die Transmissionsschiene der weiblichen Büroarbeit in die Arbeitswelt als Ganzes ein“ (ebd.). „Die Arbeit der Frauen am und mit dem eigenen Körper reproduziert das hierarchische Geschlechterverhältnis in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft“ (S. 139).

Was Wolfgang Hien für die 1920er Jahre, für Fordismus und Taylorismus, beschreibt, wiederholte sich beispielsweise bei der Anwerbung von Gastarbeiter*innen in den 1960er und 1970er Jahren in der Bundesrepublik. Es darf auch für heutige osteuropäische Arbeiter*innen etwa in der Fleischindustrie so angenommen werden, oder für die Logistik- und Agrararbeiter*innen im europäischen und globalen Süden. Folgen sind nicht nur leibliche Erkrankungen im engeren Sinne, sondern auch ein hohes Risiko psychischer Erkrankungen. Diese Arbeitsverhältnisse führen – salopp gesagt – nach wie vor in den Wahnsinn.

Hien macht zu Recht darauf aufmerksam, dass nicht nur die „offizielle“, sozialdemokratische und leninistische Arbeiterbewegung dieses Problem nicht ernst nahm. Auch die als dissident oder abweichend vermuteten Strömungen (Anarchismus, Syndikalismus, Rätekommunismus) sprachen der fordistischen Leistungsideologie eine historische Berechtigung zu. Hien führt hier etwa Rosa Luxemburg und Antonio Gramsci an. Die Rationalisierung des Arbeitsprozesses – und die damit einhergehende Zurichtung des Arbeitskörpers – wurde im Sinne einer Ideologie des „Fortschritts“ nicht in Frage gestellt: „Es gab kaum Ideen einer anderen Art und Weise der Produktion“ (S. 134).

Einige Aspekte der völligen Missachtung leiblichen Wohlergehens mögen uns heute fremd erscheinen. Aber sie wurden nicht abgeschafft, sie wurden oft lediglich outgesourct und im Zuge der Globalisierung räumlich verlagert. Ein Beispiel dafür ist die durch Asbestbelastung ausgelöste Asbestose. Nicht zuletzt aufgrund dezidierter Arbeiterwiderstände – oft genug auch gegen die Gewerkschaften – und einer entsprechenden Skandalisierung ist Asbest heute aus der Produktion in der nordwestlichen Welt verbannt. Die Risiken bei der Beseitigung der Altlasten tragen die Arbeiter*innen des Südens, nicht selten sind sie weiterhin dem Schadstoff in der Produktion ausgesetzt (S. 212–227).

Zu den Quellen, die Wolfgang Hien im ersten Teil seiner Studie auswertet, kommen im zweiten Teil – ‚Vom deutschen und österreichischen Wirtschaftswunder bis zum gegenwärtigen Marktradikalismus‘ – seine eigenen Erfahrungen als Arbeitender wie als Wissenschaftler und

als Aktiver in politischen Betriebsgruppen dazu. In diesen Zusammenhängen hat er zahlreiche Interviews mit engagierten Arbeiter*innen und Betroffenen geführt, auf die er hier zurückgreift (siehe dazu auch den biografischen Interviewband: Peter Birke / Wolfgang Hien, *Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn. Eine „andere“ 68er-Geschichte*, Hamburg 2018). Der abschließende Befund ist einigermassen frustrierend: Einerseits stimmt es eben nicht, dass die körperliche Arbeit als solche abgenommen hätte. Ihre Mühen bestehen nach wie vor. Die Taktung und Kontrolle des Taylorismus haben noch lange nicht ausgedient, sondern werden vielmehr gerade wieder entdeckt: „Der globale Kapitalismus fordert von den Menschen mehr körperliche, kraft- und gesundheitszehrende Arbeit denn je [...]“ (S. 251). Andererseits kommt ein neuer Aspekt in der neoliberalen Variante des Kapitalismus hinzu: „Reine Körperpolitik wird zu einer Politik erweitert, die das Seelische und Geistige umfasst. Gefordert wird nicht mehr die bloße Verausgabung der Arbeitskraft, sondern die des ganzen Menschen“ (ebd.).

Die Wiederherstellung der Brauchbarkeit des Arbeitskörpers wird – vom „lebenslangen Lernen“ bis zum „Unternehmer seiner Selbst“ – völlig in die Hand der Arbeiter*innen selbst gelegt. Das ökologische Verursacherprinzip wird hierbei, wie selbstverständlich, nicht angewendet: Die Unternehmen übernehmen keine Verantwortung für den Verschleiß. Krankenkassen, Berufsvereinigungen und der gesamte gesundheitspolitische Komplex gehen nur selten die Ursachen an, häufiger betreiben sie Symptombekämpfung. Krankheit wird privatisiert. In diesem Prozess werden soziale Faktoren und vor allem die Arbeit selbst als Ursachen ausgeblendet, Leiden und Gebrechen werden individuell pathologisiert und folglich naturalisiert. Damit steht der Neoliberalismus vollkommen in der Tradition bisheriger kapitalistischer Modelle; die Verantwortung für Krankheit wurde noch stets von der Arbeit weggeschoben.

Wie verändert sich der „Klassenkörper“ durch die „Dienstleistisierung“, Digitalisierung und neoliberale Konstituierung? Was bedeuten

diese Veränderungen für zukünftige Arbeitskämpfe und Widerstände? Es liegt auf der Hand, dass männlich konnotierte, stark körperliche Tätigkeiten ein anderes Selbstbild und andere Widerstandstechniken nahelegen als die Sprech- und Gefühlsarbeit in einem Callcenter oder im Carebereich. Das sind nur einige Fragen, vor die uns die Biopolitik des Neoliberalismus stellt. Wolfgang Hiens Studie bietet uns hier eine neue Perspektive für die Suche nach Antworten, und wir finden diese gerade im historischen Blick zurück, denn: „Die Geschichte des Kapitalismus ist zugleich eine Geschichte bio- und körperpolitischer Zurichtungen. [...] Es ging stets darum, Menschen zu formieren und zu klassieren, also im ökonomisch jeweils erforderlichen Ausmaß wert- und mehrwertschöpfende Leistungsbereitschaft herzustellen und die ‚Nicht-Leistungsfähigen‘ auszugrenzen“ (S. 309). Klassenanalyse müsse, so Hien, „ergänzt werden durch leibpolitische Reflexion“ (S. 322). Er schlägt daher – und auch hier ist an feministische Erkenntnisse anzuschließen – vor, von einer „starken, revolutionären Ich-Identität“ (S. 330) Abschied zu nehmen. Vielmehr sei eine Bewusstheit vom Arbeitskörper als „das Gesamt von Beziehungen, die uns ausmachen“ (S. 329) zu erwerben. Hier lässt sich an die Ausführungen Bini Adamczaks zu „Beziehungsweisen“ ebenso anknüpfen wie an Judith Butlers und Isabell Loreys Analysen von Prekarität als gegenseitiger Abhängigkeit voneinander. Diese ist eben nicht als Nachteil in einem individualisierten Kampf zu verstehen, sondern verweist auf die Gesellschaftlichkeit des menschlichen Körpers.

Torsten Bewernitz